

# Erinnerungen aus meinen Missionstagen

Von † P. Willibald Steffen O. M. Cap.

ehemals apostolischer Missionär in  
Küstendje und Karámurat (Rumänien)

HERAUSGEGEBEN VON P. DR. ADELHELM JANN, O. M. CAP., PROFESSOR

(Fortsetzung)

Gegen Weihnachten kam ein Brief vom apost. Präfekten in Trapezunt. P. Präfekt hieß mich sehr willkommen und befahl mir, ich solle mich unverzüglich nach Küstendje begeben; dort würde mir das Übrige mitgeteilt. R. mus P. Salvator verschaffte mir einen franz. Paß, da Frankreich die Protektion über die Missionen im Orient hatte. An der Vigil vor Weihnachten konnte ich abreisen. Diesmal war es eine österreichischer Dampfer, der mich aufnahm. Der Verwalter des Lloyd begrüßte mich persönlich auf dem Schiff und empfahl mich dem Kapitän. Fahrt gratis. II. Klasse. Es war ein schöner, warmer Nachmittag, als ich durch den Bosphorus fuhr. Er ist nur so breit, wie etwa das Becken des Vierwaldstättersees gegen Luzern zu. Auf beiden Seiten eine Zeitlang Dörfchen und Villen. Dann hört alles auf. Nur mehr Wiesengrund, in dem die beiden Forts rechts und links versteckt sind. Es ist eine schöne Fahrt. Da, ein Blick auf das Schwarze Meer! Dort, wo das Meer in in den Bosphorus einmündet, merkt man stark die Meeresströmung. Das Meer ist trüb und das Schiff auf einmal wie gehoben und wieder gesenkt. So geht's hinaus ins Schwarze Meer! Es war ganz ruhig. Ich blieb auf dem Verdeck bis in die Nacht. Rechtzeitig begab ich mich zur Ruhe. Auf diesem Schiffe waren keine verschlossenen Kabinen. Ich legte mich in eines der unteren Betten und schlief fest ein. Als ich am frühen Morgen erwachte, schnellte ich heraus, denn ich gewahrte einen gewaltigen Gestank. Ob es nur Einbildung war? Nein, es war Wirklichkeit. Im höheren Bette hatte auch jemand Platz genommen. Die Beine, gestiefelt, hingen herunter. In einiger Entfernung setzte ich mich an den Tisch, betete das Brevier, machte die Meditation und wartete ab, was wohl für ein Mann über mir die Nacht zugebracht habe. Da stieg zu meiner Überraschung ein fester Mann herunter, fein schwarz befrackt, mit dem Fez auf dem intelligenten Kopf. Er war gekleidet wie ein Pascha, der in europäischer Ausrüstung sich zum Sultan begibt. Als er aber seinen Mund öffnete, klang es nicht paschamässig. Er rief in barscher Stimme dem Saaldiener zu: „Es ist mir chaibe schlecht. Ich habe die Seekrankheit bekommen. Kaffee!“ Der Saaldiener sagte in gebrochenem Deutsch: „Nein, nicht Seekrankheit. Gestern zu viel getrunken. Schöne Seekrankheit!“ Darauf folgte ein kräftiger schweizerdeutscher Fluch. Allmählich wurde der Herr ruhiger. Nun machte ich

die Bekanntschaft mit ihm. Er gab sich als Appenzeller aus, als Redaktor in Rustschuck. Als es Tag wurde, sah ich, daß wir in Warna waren. Wir mußten lange warten, bis wir ans Land fahren durften. Wir beide fuhren in der gleichen Schaluppe ans Land. Da stund ein bulgarischer Soldat und verlangte den Paß. Statt des Passes reichte ich ihm den Heimatschein dar. Das gab ein Staunen. Der Soldat hielt ihn in beiden Händen und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. Da sprach mein Appenzeller mit energischer Stimme und Geberde: „Du verfluchter Chaib, witt du ächt das Züg umegäh?“ Der Soldat erschreck und gab mir den Heimatschein zurück. Bei den ersten Häusern der Stadt trennten wir uns. Bald hatte ich das Hospiz gefunden. Ich stellte mich dem Vizepräfekten, P. Giuseppe da San Remo, vor und las dann die drei hl. Messen. Beim Gottesdienst, an dem etwa 50 Personen teilnahmen, las P. Giuseppe nach dem Evangelium eine kleine italienische Exhortation herab. Am Mittag ging es sehr einfach zu. Am Abend gab es bei einer italienischen Familie ein luxuriöses Pranzo. Am Nachmittag hatte ich noch eine Beerdigung vorzunehmen. Im Stadtspital war ein deutscher Steinhauer gestorben. P. Giuseppe schickte mich mit dem Bruder hinaus zur Beerdigung. Die Leiche lag in einem Lokal auf dem nackten Steinboden; über dieselbe war eine Lederdecke ausgebreitet. Die Leiche wurde nun vor unseren Augen in einen unbemalten Holzkasten gehoben. Kein Kreuz, kein religiöses Abzeichen! Dann zogen wir zum armseligen Friedhof außer den Stadtschanzen. Voraus ich mit dem Bruder. Ich trug Superpelliceum und Stola. Dann kam die Leiche im Bretterkasten, darauf vier oder fünf Steinhauer. Ein armseliges Begräbnis! — Tags darauf — am St. Stephanstag — sagte mir P. Giuseppe: „Jetzt wollen wir den Paß holen.“ Zu seinem Erstaunen erklärte ich ihm: „Ich bin ohne Deposition meiner Schriften hereingekommen“. Dann ging's zum französischen Konsul, um den Paß für Küstendje visieren zu lassen. Ich mußte ihm erklären, wie ich denn habe landen können. Er lachte sich beinahe krank über den Streich.

Gegen Abend nahm ich Abschied von P. Giuseppe, begab mich auf den Dampfer, um nach Küstendje zu gelangen. Am Abend verlangte der Kapitän, daß ich mit ihm und den Schiffsoffizieren speise. Es war ein fröhliches Mahl. Am Morgen waren wir bei meinem Erwachen schon nahe beim Ziele. Etwa gegen 10 Uhr befand ich mich im Kapuzinerhospiz und las dort die hl. Messe zu Ehren des hl. Johannes. P. Vittorino da Firenze hatte mich freundlich empfangen.

### *5. In Küstendje oder Constanza*

Als ich in Küstendje landete, war dieser Ort noch ein kleines, unscheinbares Städtchen, das sich aber nach und nach vergrößerte und

verschönerte. Heute wird dort eine schöne, moderne Stadt erstanden sein. Küstendje ist das alte Tomi, der Verbannungsort Ovids, der in den Elegien diese Stätte beschreibt. Die Griechen nannten die Stadt Constantia. Sie war der Sitz eines Erzbischofs. Wie die Ausgrabungen beweisen, blühte hier einst römische und griechische Kunst. Unter den Türken, die 1878 den Rumänen Platz machen mußten, nahm die Dobrudscha mit der Kreisstadt Küstendje keinen Aufschwung. Unter den Rumänen nahm das Land und die Stadt eine andere Gestalt an. Außer der Stadt sah man 1880 kein Haus und keinen Baum mehr. Alles im russisch-türkischen Krieg zerstört und verbrannt. Man konnte in der Gluthitze des Sommers viele Stunden lang reisen, ohne nur irgend einen Schatten oder trinkbares Wasser zu finden. Es war die Dobrudscha eine baumlose Ebene mit künstlichen römischen Wachthügeln am Horizont; ein Anblick, der jedem Schweizer die Tränen des Heimwehs hervorrufen mußte. Wären nur wenigstens einige Bäume dagewesen, welche das Einförmige der Ebene etwas belebt und geteilt hätten! In der Stadt selber sah es traurig aus. Eine arme Bevölkerung, die aus allen möglichen Staatsangehörigen zusammengesetzt war. Im Norden der Stadt wohnten in elenden Häusern und Hütten die Tataren, die aus der Türkenherrschaft zurückgeblieben waren. In der Stadt selber wohnten Franzosen, Italiener, Deutsche, Böhmen, Engländer, Kroaten, Dalmatiner, Russen, Griechen, Bulgaren, Armenier, russische, österreichische, spanische Juden. Die Rumänen waren die Beamten, die Juden die Wirte, die Griechen und die Juden die Kaufleute, die Albanesen waren die Bauleute und Handlanger. Da war auch eine rumänische Garnison stationiert. Die Ausländer, die sich da ansiedelten, waren in religiöser Beziehung sehr lau. Die meisten mochten die Dobrudscha als ultima spes betrachten, nachdem sie in ihrem Heimatlande alles gewagt und gemacht hatten. Selbst vornehmere Herren machten aus ihrer Vergangenheit kein Hehl. — Katholiken gab es wenige, und diese fragten nicht viel nach dem religiösen Leben. Das Land und das religiöse Leben sahen gleich trostlos aus.

## 6. *Das Missionshospiz*

Auf der Höhe, nahe am Hafen, in der Ovidstraße gelegen, erhebt sich ein gleichmäßiges, viereckiges Haus mitten in einem Garten. Es ist das zweistöckige Missionshaus. Dasselbe ist in zwei gleiche Teile geteilt. Der nördliche Teil bildet die Kapelle, die mit einem schönen St. Josephsbilde eines Triester Malers geschmückt ist. Der südliche Teil enthält die Wohnung. Im Erdgeschoß ist das Bruderzimmer und das Eßzimmer, das zugleich als Sakristei dient. Im obern Stock ist das Zimmer des Paters und noch ein Fremdenzimmer, das als Sutzelle diente. Im Bruderzimmer und im Zimmer des Missionärs befand sich ein ärmliches Bett; im

Fremdenzimmer dagegen war an der Wand nur eine sehr schmale Bank, die mit einem Tuche bedeckt war. Diese Bank von 50 cm Breite war mein Bett, eine kleine Rolle mein Kopfkissen und über mich und um mich kam eine wollene Decke. Glücklicherweise hatte ich trotz der harten Unterlage und des schmalen Brettes einen guten, ruhigen Schlaf, so daß ich doch nie von meiner Liegestätte herunterfiel. Ich befand mich dabei ebenso wohl, wie wenn ich in einem weichen Bett geruht hätte. — Die Hausgenossen waren Pfarrer P. Vittorino da Firenze und Fra Francesco. P. Vittorino war schon lange in der Mission, ein Greis von 70 Jahren. Er sprach ein ausgezeichnetes Italienisch, nur redete er sehr unverständlich, so für sich in den Bart hinein. Früher war er in Trebisonda und Samsun, seit einigen Jahren aber in Küstendje. Er war in Rom ein Zögling des ehrwürdigen Bischofs Anastasius Hartmann und redete von ihm mit einer Hochachtung und Verehrung, wie man sie nur Heiligen entgegenbringt. Er hatte in Florenz als junger Pater oder Frater noch die Patres gesehen, die aus der Schweiz ans Generalkapitel kamen. Damals existierte die Eisenbahn noch nicht. Er und die Florentinerpatres hatten eine große Freude an dem gewaltigen Habersack, den der Socius am Rücken trug, und lobten den praktischen Sinn der Schweizer. Jetzt war der gute Padre Vittorino alt und übelmögend geworden und so langsam in seinen Verrichtungen, daß den Gläubigen, die noch in die Kirche kamen, oft die Geduld ausging. Sonst führte er und Fra Francesco, ein Bruder aus den „Marche“, ein musterhaftes Leben. Hausgenossen waren auch ein Paar Katzen, die Padre Vittorino nur allzusehr — ja bis zum Eckel pflegte.

### 7. Die Mission von Trapezunt

Das Erste, was ich wissen wollte, waren die Verhältnisse der Präfektur von Trapezunt, der ich nun angehörte. P. Vittorino gab mir einigen Aufschluß. Die Präfektur war früher in Tiflis, Georgien. Nach der Eroberung Georgiens durch die Russen verlangten die Kapuziner von der Propaganda Aufschluß, ob sie wie die übrigen Geistlichen den von der Regierung geforderten Eid leisten dürften. Sie erhielten eine negative Antwort. Da sich die Kapuziner weigerten, den verlangten Eid abzulegen, wurden sie von den Russen gewaltsam vertrieben, zum großen Schmerze des georgischen Volkes. Die Geschichte der Verfolgung konnte man lesen in „Die Katholischen Missionen“ des Jahres 1880. P. Filippo zog mit seinen Missionären nach Trapezunt. Die Mission von Trapezunt hatte 1881 noch die Stationen Erzerum, Samsun in Kleinasien, in Bulgarien Burgas und Warna, in Rumänien Küstendje und dann die neue, von mir besorgte Station von Karámurat. Die meisten Patres waren alt. Trotz des musterhaften Lebens der Missionäre waren die Früchte der Missionstätigkeit gering. Die Tätigkeit der Patres konnte sich unter den Türken

und Schismatikern mehr auf Erhaltung des Bestehenden als auf die eigentliche Propagandaarbeit erstrecken. Es brauchte wirklich heroische Aufopferung, unter so drückenden Umständen auf dem Posten zu bleiben. Die Patres haben sich keinen großen Namen, aber, so wollen wir hoffen, eine um so schönere Krone im Himmel erworben. So standen die Dinge, als ich nach Rumänien kam. Die Einteilung der Mission war eine unnatürliche, wie alle Patres einstimmig bekannten. Ein Teil der Stationen in Armenien, zwei Stationen in Bulgarien und endlich zwei Stationen in Rumänien. Eine briefliche Antwort aus Amerika war eher erhältlich als eine Antwort aus Trapezunt. So schlecht waren die Verkehrsverhältnisse.

### 8. *Beginn der Missionstätigkeit*

Am St. Johannestag war ich nach Küstendje gekommen. Natürlich fragte ich den P. Vittorino, was ich hier zu leisten hätte. Er sagte mir: In Karámurat sind deutsche Ansiedler, die schon vor dem Kriege dort und in Taschaül wohnten. Sie haben sich zusammengetan und beim österreichischen Konsul um einen deutschredenden Pater gebeten. Derselbe tat Schritte bei unserem Präfekten und der Präfekt bei der Propaganda. Die Leute sind sehr arm seit dem Kriege, der ihnen alles genommen. Dennoch haben sie zur Bestreitung der ersten Auslagen Fr. 200 hinterlegt. Als ich nun weiter fragte, bekam ich zur Antwort: Beinahe täglich kommt jemand von Karámurat hierher. Sie kehren beim jüdischen Wirt Elioe ein. — Es war richtig. Andern Tags fand der Bruder einen Karámurater, dem ich mitteilte, daß ich am Vorabend vor Neujahr zu ihnen kommen und an Neujahr und am Tag darauf — es war ein Sonntag — dort Gottesdienst halten werde. — Freitag nachmittags stellte sich dann bei Elioe wirklich ein Fuhrmann ein. Er war ziemlich verwahrlost an Bart und Haar und sah in seinem russischen Burnus wie ein Räuber aus. Er lud mich ein, in seinem Zweispänner Platz zu nehmen. Dieser Zweispänner war ein kurzes Leiterwägeli, natürlich ohne Federn, ohne richtigen Boden, wie bei uns auf dem Lande. Hinten im Wagen war ein wenig Stroh und darüber ein wollenes, gestreiftes Tüchlein gelegt. Das Stroh war aber so dürftig hingelegt, daß ich schon nach zehn Minuten auf dem bloßen Bodenbrett saß und die Knie zum Kopf heraufschauten. Dann ging's über Furchen und Gräben, so daß ich immer aufgeworfen und niedergesetzt wurde. Nüsse wären da unter meinem Hinterteil richtig aufgebrochen worden. So fuhren wir zwei Stunden lang. Ein kalter, sibirischer Wind kam uns entgegen. Ich fror so an die Füße, daß ich sie nur so zu erwärmen vermochte, daß ich mich ein Stück weit am Wagen hielt und demselben nachtrabte. Endlich kam Karámurat in Sicht, zuerst einige türkische Hütten, dann drei deutsche Häuser. Auf dem ganzen Wege hatte ich weder Baum noch irgend eine

Wohnung gesehen. Alles war im Krieg niedergebrannt worden. Das war noch ein armseliges Dorf. Ebenso armselig sahen die Leute drein. Ich hatte geglaubt, wenigstens 117 Katholiken zu finden, wie der österreichische Konsul dem Präfekten berichtet hatte; aber ich traf nur einige wenige Männer, Frauen und Kinder. Es schien mir, die Leute seien mehr als zurückhaltend, ja sehr mißtrauisch. Bei einem Witwer, Fährndrich mit Namen, nahm ich Quartier. Es wurde mir am Abend eine Suppe, eine Wurst und ein Gläschen Schnaps, der übrigens ganz verdünnt war, serviert. Dann kamen die wenigen Männer zu einem Plauderstündchen zusammen. Ich verstund nicht viel von der Unterhaltung, denn das war ein sonderbares Kauderwelsch, das die Leute sprachen; der schwäbische Dialekt war mit Russisch und Türkisch so vermischt, daß ich nicht wußte, welches eigentlich die vorherrschende Sprache war. Ging aber das Gespräch auf das religiöse Gebiet über, dann kam das Schwäbische zur Geltung. Im Verlaufe des Gespräches sah ich, daß ich richtig Mißtrauen vermutet hatte. Die Leute hatten den Missionär erst für den Sommer erwartet und waren noch gar nicht eingerichtet. Zudem erzählten sie einige Episoden aus dem kirchlichen Leben in Rußland, wo sie früher waren, daß mir ihr anfängliches Mißtrauen ganz begründet vorkam. Die Männer gingen beim Gespräche sichtlich auf freundlichere Gesinnungen über. Beim Abschiednehmen sagte Einer, ohne daß ich darauf achtete: „Morgen geht es früh los.“

Richtig, es ging früh los. Ich war beizeiten aufgestanden. Etwa um 6 Uhr klopfte jemand an der Türe. Ich meinte, es sei der Hauswirt. Auf das Wort „herein“, krachte vor der Türe ein Schuß. Ich war ganz verblüfft, wußte aber nicht recht, was die Geschichte bedeuten sollte. So klopfte man viermal und jedesmal krachte ein Schuß. Endlich, auf das fünfte „herein“, kamen vier junge Männer herein, jeder den Stutzer in der Hand. Sie stellten sich militärisch bei der Türe auf und sangen: „Verschwunden ist das alte Jahr“ usw. Also ein für mich etwas ungewohnter Neujahrsgruß. Ich erwiderte denselben mit einigen Worten. Der Hausherr kam mit einer Strohflasche und einem Schnapsgläschen und die vier Schützen tranken einander ein Gläschen „Prosit Neujahr!“ zu. Als ich sagte, sie hätten mich überrascht, meinte Einer: „Ich habe Ihnen gestern gesagt: ‚Morgen geht es früh los.‘“

Nachher stellte ich in meinem Zimmer das Altare portatile auf, und um neun Uhr war in Karámurat die erste hl. Messe. Es war eine schöne Singmesse mit Predigt. Am Abend beichteten noch zwei oder drei Personen, die dann den folgenden Tag kommunizierten. An diesem Tage wieder Singmesse und Predigt. Nach dem frugalen Mittagessen ging's im Karren bei eisigem Wind wieder nach Küstendje zurück. Ich hatte mir ein fürchterliches Kopfweh zugezogen. Gegen diese Kälte hätte ich

mich besser schützen sollen. Schon am Montag wurde ich wieder geholt, denn ein junger Mann war schwer krank geworden. Als die Leute mich riefen, meinte der gute P. Vittorino: „Das geht nicht so, ihr Leute! Der Pater ist nicht deswegen gekommen, damit Ihr jetzt krank werdet, sonst wird der Pater auch krank. Ihr müßt achtgeben.“ Ich spendete dem Kranken die hl. Sakramente und kehrte wieder heim. Nun ging es regelmäßig alle Sonn- und Feiertage nach Karámurat bis im März.

### 9. *Mein Aufenthalt in Küstendje*

Da in Karámurat keine Wohnung zu bekommen war, so mußte ich unterdessen im Hospiz zu Küstendje wohnen, von wo aus die Seelsorgsarbeiten ex currendo besorgt wurden. Während der Woche war das Leben sehr langweilig und trostlos. Am Morgen lasen wir die hl. Messe ohne Zuhörer. Dann ging's ans Gebet und Studium. Hier sah es mit dem religiösen Leben sehr böß aus. Zuweilen wurde beim französischen und österreichischen Konsul ein Besuch gemacht, ebenso bei einigen Familien. Ich traf da einen Schlosser aus Konstanz, welcher der Mission seit Jahren bereitwillig viele Dienste leistete. Dem Gottesdienste blieb er immer fern. Auf meine freundliche Ermahnung, er solle doch den Gottesdienst besuchen, entgegnete er mir: „Das ist mir unmöglich, denn ich würde da lauter Leute sehen, die gar keine Liebe, gar keine Religion haben, die einander nur betrügen und bestehlen.“ Alles weitere Zureden nützte nichts. Nie sah ich ein katholisches Kind. Ich glaubte, der Konstanzer und seine Frau nebst dem österreichischen Konsul seien die einzigen deutschen Katholiken in Küstendje. Alle blieben dem Gottesdienste fern. Nach anderthalb Jahren, bei der Firmgelegenheit fanden sich noch mehrere vor. Da ich merkte, daß der alte und langsame P. Vittorino die Zugkraft verloren hatte, machte ich zuweilen bei italienischen und griechischen Familien einen Besuch und ermahnte sie, Geduld zu haben und dem Gottesdienste nicht ferne zu bleiben. Wie der Gottesdienst besucht wurde, konnte ich nicht sehen, da ich an Sonn- und Feiertagen immer in Karámurat war. Durch Br. Francesco erfuhr ich aber, daß die Gläubigen an den Fingern aufgezählt werden konnten.

Da mein Diplom immer noch nicht kam, schrieb ich dem Generalprokurator P. Innocenzo d'Apiro, er möge mir dasselbe senden, denn wenn ich hier nicht Missionär sei, so kehre ich in die Provinz zurück. Letzteres war natürlich nur eine Drohung. Item, es wirkte. Nach einiger Zeit war ich im Besitze des Diploms, das im Archiv in Luzern liegt, allerdings in sehr beschnittenem Zustande. Die Dokumente dürfen eben nicht größer sein als das Druckli! Am griechischen Neujahr machten P. Vittorino und ich Visiten bei den Behörden und Konsulen. An griechisch Epiphanie sah ich die feierliche Taufe des Meeres. Die ganze Garnison

nahm in Gala daran teil. Mit P. Vittorino fuhr ich einmal mit der Eisenbahn nach Cernavoda, an der Donau. Sonst kann ich mich an nichts erinnern, das in dieser Periode bemerkenswert gewesen wäre.

### 10. Auszug nach Karámurat

Küstendje war nicht mein Arbeitsfeld, sondern nur der Aufenthaltsort ad interim. Der Ort meiner Wirksamkeit war Karámurat. Deshalb tat ich alle Schritte, um nach Karámurat zu gelangen und dort bei meinen Gläubigen zu wohnen. Am 5. März 1881 zog ich dorthin mit einem armseligen Hausrat, bestehend in Stuhl, Tisch, altem, zusammenlegbarem Bett, das schon beim ersten Gebrauch zusammenfiel, und einem Koffer, der die wenigen Bücher und Kleider barg. Im Hause einer Witwe Müller fand ich ein Zimmer, das als Schlafzimmer, Eßzimmer und Kapelle dienen mußte. In der Tasche hatte ich Fr. 28, die mir von P. Vittorino gegeben wurden. Das war der Rest der Fr. 200, die von den Karámuratern für die ersten Bedürfnisse des Missionärs ausgesetzt waren. Mein Peculium belief sich noch auf ungefähr Fr. 180.

Kaum hatte ich mich recht eingerichtet, da traf mich eine große Trauerbotschaft, die mich traf wie ein Blitz vom heiteren Himmel. Es war die Nachricht: „Paul von Deschwanden<sup>1</sup> ist tot!“ Etwa drei Wochen vorher schrieb mir P. Cosmas, damals Guardian in Stans, im Namen P. v. Deschwandens, Paul von Deschwanden sei willens, mir, seinem geistlichen Sohne, ein Gemälde zu schenken für die Kirche oder Kapelle. Es wäre ihm schon am liebsten, wenn er mir ein schon vorrätiges Bild schenken könnte, da er mit Arbeit überladen sei. Ich antwortete dem P. Cosmas sofort, ich nehme mit freudigem Dank jedes Bild an. Die noch zu erbauende Kirche werde dann nach diesem Bilde ernannt. Am 25. Februar las ich in Küstendje auf meinem Zimmer in einer frommen Schrift, als etwas merkwürdiges geschah. Es war abends halb zehn Uhr. Auf der Bank, die mir als Bett diente, lag aufgerollt die Ölskizze „Antonius mit dem Jesuskinde“, die ich dem Collegium in Stans nachher schenkte. Da war es, wie wenn eine Maus daran kerben würde. Ich kehrte mich um und murmelte: „Muß jetzt noch eine Maus das Bild anfressen?“ Im gleichen Augenblicke wehte ein kühler Wind zuerst an meine linke, dann an meine rechte Wange, und im gleichen Augenblicke ertönte ein blecherner Kandelaber wie eine wunderbare Harfe, so schön, wie ich noch nichts gehört hatte. Sofort war mir klar: „Es hat sich jemand gekündet.“ Ich sprach laut: „Wenn sich jemand gekündet hat, so soll er sich nochmals melden.“ Sofort stellte sich das „Künden“ auf die gleiche Weise ein. Dann, obgleich ich fest „vom Künden“ überzeugt

<sup>1</sup> Vgl. A. Kuhn O. S. B., „M. Paul von Deschwanden“. Einsiedeln 1882.

war, öffnete ich schnell Türe und Fenster, um zu konstatieren, daß draußen kein kühler Wind wehe. Auch nicht ein Lufthauch! Ich rüttelte den Blechkandelaber fein und kräftig, um zu schauen, ob er solche himmlische Töne von sich geben könne. Keine Spur! Da kniete ich nieder und betete ein De profundis für die Seele, die sich angekündigt hatte, und schrieb in den Wandkalender des „Marienkalenders“ die Stunde des „Kündens“ auf. Am 26. Februar las ich für die sich meldende Seele eine hl. Messe.

Nun war ich in Karámurat. Da kam eine Correspondenzkarte des P. Cosmas mit den Worten: „Ihren Brief empfangen. Leider konnte ich den Inhalt desselben dem guten Paul nicht mehr ausrichten, denn er war an Lungenentzündung schwer erkrankt. Ich meldete ihm Grüße, die ihn sehr freuten. Heute abend, den 25. Februar, um halb neun Uhr ist er fromm gestorben. Den Verwandten wagte ich vom Gemälde nichts zu sagen, da sonst Unannehmlichkeiten entstehen könnten.“ Es war also der gute Paul von Deschwanden gewesen, mein weltlicher Vater<sup>1</sup> und großer Wohltäter, der sich gekündet hatte. Ich hätte es eigentlich ahnen können, daß er es war, denn die erste Anmeldung erfolgte an dem von ihm angefertigten Gemälde. An den Tod dieses lieben Mannes hatte ich aber am allerwenigsten gedacht. Ein Mann aber, der sich so schön anmeldet und unter den lieblichsten Akkorden in die Ewigkeit hinüberzieht, muß eine edle Seele sein.

Mein Bestreben in Karámurat war darauf gerichtet, die Leute zu ermuntern und dahin zu bewegen, daß sie für eine mögliche Ansammlung der Katholiken tätig waren. Die Familien waren in näheren und entfernteren Ortschaften zerstreut, lebten manchmal auch mitten unter deutschen Protestanten, mit denen sie sonst keine Gemeinschaft hatten. Die Gläubigen kamen auch am Werktag fleißig in die hl. Messe. Am Sonntag hielt ich Christenlehre und Vesper, an Werktagen täglich Religionsunterricht. P. Vittorino hatte mir gesagt: „Ihre Leute haben noch keine Ostern gemacht.“ Das war aber nicht richtig. Auch nicht ein einziger hatte das Gebot der österlichen Beicht unbeachtet gelassen. Die Leute waren eben nach Tulcea, nach Malcosi an der Donau und nach Kraschna in Bessarabien zur Beicht gegangen. Nichtsdestoweniger schien es mir, der öftere Empfang der hl. Sakramente müsse gefördert werden. Ich hielt deshalb einen Cyklus über die hl. Beicht und Communion. Gleich nach der zweiten Predigt kam der frömmste und intelligenteste Mann des Dorfes zu mir und sagte in ziemlich vorwurfsvollem Tone: „Herr Pater! Wir sind nicht zufrieden mit Ihnen, denn Sie predigen ganz das Gegenteil von dem, was uns bisher gesagt worden ist. Das,

<sup>1</sup> In der Schweiz herrschte damals der Brauch, zur Primiz einen geistlichen und einen weltlichen Vater zu erwählen.

was Sie predigen, haben wir noch nie gehört.“ Ganz verwundert sprach ich: „Ja, was habe ich denn Unkatholisches gepredigt?“ — „Sie predigen, daß es der Wunsch und der Gebrauch der Kirche sei, daß wir recht oft beichten und kommunizieren sollen. Unsere früheren Geistlichen haben uns das Gegenteil gelehrt. Wenn wir während des Jahres beichten und kommunizieren wollten, da hat uns der Pfarrer umgekehrt, gab uns einen Fußtritt und sagte: „Es ist noch nicht Ostern.“ So geschah es in Bessarabien, in Kraschna. Ich erklärte ihm, das sei eine total falsche Auffassung des Kirchengebotes, auch sagte ich ihm, die Sache käme mir unglaublich vor, wenn nicht er es sagte. Übrigens sei ich ihm sehr dankbar, wenn er mir alle Zweifel mitteile, die er oder andere in meine Rechtgläubigkeit setzen. — Am Nachmittag bestätigten mir dann die Männer der Gemeinde, daß sie in Rußland außer der Osterzeit nie beichten oder kommunizieren durften. Meine Predigten hatten den Erfolg, daß fortan Männer und Frauen sehr oft die hl. Sakramente empfingen. Die Charwochenfunktionen und die Maiandacht, die Begräbnisgottesdienste wurden alle in meinem Zimmer abgehalten, denn es stund uns gar kein anderes Lokal zur Verfügung. Das Amt, die Vesper usw. wurden von der ganzen Gemeinde sehr würdig und schön gesungen<sup>1</sup>. Das Allerheiligste konnte natürlich nicht aufbewahrt werden.

Schon bald nach meiner Ankunft schrieb ich dem Apost. Präfekten, P. Filippo da Bologna, ich sei genötigt, eine Art Kirche zu bauen. Dabei hoffte ich, eine Unterstützung zu bekommen. Alle andern Stationen wurden vom Apost. Präfekten unterstützt. Meine Rechnung war falsch. Der Präfekt sandte mir nicht nur nichts, sondern verbot mir, etwas zu bauen. Mit der wärmeren Zeit rückten immer mehr Katholiken an, um die Aussaat zu besorgen. Ich ließ sie vorerst für sich Lehmhütten erbauen, damit sie einen Unterschlupf fänden.

Als dann die Aussaat beendet war, erklärte ich ihnen: „Wir müssen eine Kirche haben. Der Heiland muß bei uns wohnen. Ihr müßt doch genügend Platz haben beim Gottesdienste. Außerdem bedarf ich selbst einer Wohnung. Geld habe ich keines.“ Wir hielten miteinander Rat. Da wurde beschlossen: „Wir bauen eine Kirche, wie sie bei den übrigen Landgemeinden Rumäniens und Bessarabiens der Brauch sind, bis dann eine richtige, stilgerechte Kirche erbaut werden kann.“ Unterdessen sandte mir M. R. P. Bernard Christen eine Gabe von Fr. 500 für meine Bedürfnisse. O wie reich dünkte ich mich da! Das Werk wurde begonnen. Die Leute führten für den Unterbau Steine herbei. Dann wurde ein Sodbrunnen von ziemlicher Tiefe auf dem Bauplatz ausgehoben und der ausgezeichnete, ausgehobene rote Lehm mit Pferdemit vermisch und

<sup>1</sup> P. Willibald selbst war ein ausgezeichnete Tenorist.

in Formen zu großen Ziegeln geformt und an der Sonne getrocknet. Dann begann der Bau, und in wenigen Wochen war er fertig, nämlich ein geräumiges Gottesdienstlokal und eine Wohnung, bestehend aus zwei kleinen Zimmern und einer Küche. Das Dach bestand aus festem Schilf. Die Holzdecke in der Kirche und die übrigen Holzarbeiten, auch ein Chorabschluß, wurden von zwei Juden verfertigt. Es waren ganz religiöse Männer. Der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm, der mit einer feineren Schicht Lehm überzogen wurde. Der Altar wurde ebenfalls aus extra präparierten, feinen Lehmziegeln hergestellt und von mir bemalt. Aus Küstendje bezog ich einen kleinen, hölzernen Tabernakel von einem dalmatinischen Schreiner und eine Kommode, um die Paramenten unterzubringen. Auch ein bequemer Beichtstuhl wurde errichtet. In der ganzen Kirche war nur eine Bank für die Vorsänger, die Leute waren gewohnt zu stehen. Auch gut für Platzersparnis! Die Kosten wurden von der katholischen Gemeinde bestritten. Aus dem Gelde, das ich von M. Rev. P. Provinzial erhalten hatte, schaffte ich sechs bronzene, einfache Kerzenstöcke und einen Weihwasserkessel nebst einigen Ölfarbendruckbildern für die Kirche an. Rauchfaß und Schifflein hatte ich in Küstendje schon vorher bekommen. Ministrantenröcke verfertigte ich selbst. Auch kaufte ich Linnen und Spitzen für Altartücher. Summa summarum: es war alles Notwendige da, um einen würdigen Gottesdienst abzuhalten. Nur für die feierliche Aussetzung des Allerheiligsten waren wir noch nicht eingerichtet, es fehlten noch Monstranz und Chormantel. Deshalb konnten wir wohl die Bittprozessionen, keineswegs aber die Fronleichnamsprozession abhalten. Für längere Zeit konnte diese Kirche genügen.

Die Wohnung war sehr einfach gehalten: drei Stühle, ein aller-einfachster Tisch, eine Kommode und eine armselige Einrichtung zum Schlafen. In der Küche war ein kleiner Küchenschrank mit einigen Tellern und Platten. Als alles vollendet war, berichtete ich dem Präfekten, daß wir Kirche und Wohnung gebaut hätten und daß ich bereits davon Besitz genommen. Nun war er einverstanden, — er mußte es sein.

## *11. Im eigenen Heim*

Nun zog ich in das Haus ein. Vorher hatte im Auftrag der Gemeinde die Frau des gemieteten Hauses für Beköstigung gesorgt. Die Kost war allereinfachst, wie sie eine Bauernfrau, die nichts gesehen und sehr wenig gelernt hat, sie bereiten kann. Nun mußte ich mein eigener Koch sein. Alle andern Patres hatten einen Bruder mitbekommen. Ich, der ich am meisten arbeitete, bekam keinen. Als ich einen Bruder reklamierte, bekam ich zur Antwort: „Verlangen Sie einen Bruder von Ihrem Provinzial. Ich kann Ihnen keinen senden.“ So mußte ich mir selbst die Kost bereiten. Ich war im ganzen Orient der einzige Pater, der für sich

selber kochen mußte. Bisher hatte ich mich mit Cicero und Xenophon abgegeben und noch nie einen Kaffee bereitet. Auch war es nie meine Art gewesen, in die Küche zu gehen und den kochenden Brüdern zuzuschauen. Das war für mich ein großer Fehler. Möchte doch jeder Schweizer Missionär daheim die Kochkunst erlernen, damit er eine einfache aber gute Nahrung sich bereiten kann! Die Italianni bekommen schon einen Bruder, für die Deutschen „hat man keinen“. Ich mußte also in die harte Nuß beißen. Der Hunger ist ein guter Koch. Was ich bereitete, habe ich auch gegessen, mochte es auch aussehen und schmecken, wie es wollte. Allmählich ging es besser, aber ein Meister wurde ich nicht. Es genügte mir, mich vor dem Hungertode zu schützen. Am Sonntag, wo ich nicht kochen konnte, brachte mir der Schulze das Mittagessen, welches mir für den ganzen Tag genügte. Fleisch hatte ich außer am Sonntag höchst selten; allenfalls im Winter, wo ich zuweilen etwas von einer Schweinemetzgeten bekam. Sonst ganze Vierteljahre lang kein Fleisch. Ich hatte auch gar kein Verlangen darnach. Am Morgen eine Tasse schwarzen Kaffee, natürlich ohne Schnaps; am Abend eine Tasse Tee.

Nebenbei verrichtete ich die andern Hausgeschäfte und die schriftlichen Arbeiten für die Gemeinde und hielt alle Tage Religionsunterricht. Manchmal hatte ich sehr viel Arbeit und dann wieder eine Woche ging es gnädig. Das Zeitenrad drehte sich sehr schnell, und ein Jahr war abgelaufen, ich wußte nicht wie.

## 12. *Gemeindeversammlung*

Da mir natürlich die Kirche nur als provisorisches Werk erschien und ich nach etwa zehn Jahren eine eigentliche Kirche zu erbauen gedachte, beschäftigte ich mich beständig mit dem Gedanken, Geldmittel zum projektierten Bau zu verschaffen. Sammeln? Rentiert nicht. Steuern? Geht nicht, da die Leute kaum den ganz ungenügenden Pfarrgehalt aufbringen können. Plötzlich stieg mir ein Blitzgedanke auf: „Du wirst Handelsmann.“ Da die Leute noch arm waren, wurden sie genötigt, ihr Getreide anfangs Winter zu verkaufen. Im Frühjahr hatten sie keinen Samen mehr. Sie bekamen nur dann Getreidesamen, wenn sie im Herbst das doppelte Maß zurückbrachten. Das wollte ich zum Wohle der Kirche und zum Nutzen der Ärmern benützen. Eines Abends ließ ich den Gemeinboten kommen und befahl ihm: „Gehen Sie in alle Häuser und sagen Sie: „Heute abend noch sollen alle Männer zum Pfarrer kommen. Er hat eine wichtige Mitteilung zu machen.“ In einer halben Stunde waren die Männer vollzählig versammelt. Versammlungsort war der Platz vor der Kirche. Alle waren gespannt auf die geheimnisvolle Mitteilung. Da nahm ich das Wort: „Geehrte Männer! Ihr werdet begierig sein zu hören, warum ich euch zur Zeit der Dämmerung noch zusammen-

gerufen habe. Ich will es Euch in Kürze sagen. Ihr habt hier in kurzer Zeit trotz Eurer Armut eine Kirche mit Priesterwohnung gebaut. Das ist schön und lobenswert und ich zweifle nicht daran, daß der liebe Gott Euch dafür segnen und reich belohnen wird. Aber das werdet Ihr mir zugeben müssen, daß in absehbarer Zeit eine neue, schönere, größere Kirche erbaut werden muß, die für Jahrhunderte aushält. (Zuruf eines jüngeren Mannes: ‚Wir bauen keine andere Kirche. Unsere Väter haben in Rußland über 100 Jahre auch keine andere gehabt‘.) Wenn Eure Väter trotz ihres Wohlstandes über 100 Jahre keine andere Kirche hatten, so ist das nicht des Rühmens wert. (Zuruf des nämlichen: ‚Wir lassen unsere Väter nicht beschimpfen‘.) Ich beschimpfe Eure Väter nicht, aber das wiederhole ich: „Wenn Eure Väter über 100 Jahre lang keine andere Kirche hatten, so müßt Ihr Euch dessen nicht rühmen. Übrigens will ich Euch, da wir schon in Nacht und Finsternis eingehüllt sind, nicht länger aufhalten. Ich sage nur: In absehbarer Zeit muß hier eine schöne, würdige Kirche gebaut werden, wie solche in der Schweiz überall zu sehen sind. Das braucht Geld, viel Geld. Damit wir aber recht bald eine solche Kirche bauen können, wollen wir heute schon Geld zusammentun, trotz der Armut. Ich will Euch sagen, wie das geschehen kann und soll. Morgen sende ich ein Fuhrwerk im Dorf herum zu jedem Haus. Jeder, der etwas zu einer neuen, schönen Kirche beitragen will, ist eingeladen, zu diesem Zwecke Frucht zu geben, Weizen, Gerste, Mais, Leinsamen, was jeder kann und will. Diese Frucht wird im Frühling an die Ärmeren ausgeliehen. Bisher müßt Ihr im Herbst das Doppelte zurückgeben. Die Kirche verlangt von Euch nicht so viel. Sie ist zufrieden, wenn Ihr die Hälfte gebt. Wer einen Sack Korn usw. holt, gibt anderthalb Sack zurück, während Ihr bisher zwei Säcke voll geben müßtet. So wird fortan jeden Herbst gesammelt und im Frühling ausgeliehen. Das mehrt sich so schnell, daß Ihr bald eine neue Kirche habt, ohne es nur zu spüren. Jeder ist im Geben ganz frei. Ich kontrolliere niemanden. Wenn einer meint, die jetzige Kirche sei schön genug, braucht nichts beizusteuern. Also morgen kommt der Wagen vor's Haus. Jetzt geht heim und schlafet wohl. Gute Nacht.“ — Weil es bereits Nacht war, konnte ich nicht von den Gesichtern ablesen, was für einen Eindruck mein unerwarteter Entschluß gemacht hatte. Da der junge Mann, der überhaupt etwas aufgeregter Natur war, keine Opposition mehr machte, nahm ich an, die Sache sei gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

